

Zeitschrift: Schweizerische Bauzeitung
Herausgeber: Verlags-AG der akademischen technischen Vereine
Band: 59/60 (1912)
Heft: 1

Artikel: Die Einheit des Materials im Aufbau der Städte
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-30012>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 16.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

hörenden Innenansichten im zweiten Heft folgen. Im übrigen geben wir den Architekten das Wort:

„Im Jahre 1909 veranstaltete die Graubündner Kantonalbank unter den schweizerischen Architekten einen Wettbewerb zur Erlangung von Entwürfen für ein neues Bankgebäude. Ausser zweckmässigen und reichlichen Räumen für die Bank waren auch Verkaufsläden und Mietwohnungen vorzusehen. Also ein recht vielgestaltiges Programm, dessen Bewältigung keine geringe Anforderungen stellte. Die Verfasser des mit einem ersten Preise ausgezeichneten Entwurfs „Marenghin“ wurden vom Bankrat mit der Planbearbeitung und Bauleitung betraut.

Die nun folgenden Studien ergaben keine wesentlichen Aenderungen der Bankräume und der allgemeinen Grundrissanlage. Dagegen war die äussere Gestaltung der Baumasse nicht leicht. Die unregelmässige Form des Bauplatzes mit dem ungünstigen stumpfen Winkel schloss ein Gebäude von regelmässiger monumentaler Form, an die man bei Banken gewöhnt ist, von vornherein aus. Es galt also zwischen der malerischen Auffassung und den repräsentativen Anforderungen, die dem Gebäude nun einmal zu-

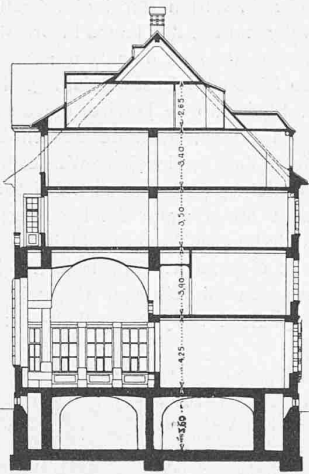


Abb. 5. Querschnitt durch den Flügel an der Grabenstrasse. 1 : 400.

in ihm doch der Bankeingang und die Räume der Bankleitung! Auch der Lage nach ist er bevorzugt, er begrüsst den Ankommenden und ist überhaupt, als am Postplatz gelegen, die am meisten gesehene Partie des Bankgebäudes. Der Bankeingang muss naturgemäss am Postplatz liegen. Er wurde jedoch durch die innern Verhältnisse nahe an die gefürchtete stumpfe Ecke gedrängt. Aus der Not wurde versucht eine Tugend zu machen, indem ein turmartiger, die Wappen der drei Bünde tragender Aufbau über dem Bankeingang erstellt wurde, der die Aufmerksamkeit auf diesen lenken und seine Wichtigkeit ausdrücken soll. Der Turm verfolgt aber noch einen andern Zweck, er soll dem flauen stumpfen Winkel mehr Charakter und Kraft geben. Symmetrisch zur offenen Vorhalle des Bankeinganges befindet sich der Eingang zu einer Arkadenhalle, die sich vor den Schaufenstern der Läden hinzieht. Sie soll einerseits das schmale Trottoir verbreitern, anderseits dem Bankgebäude den Charakter nach dieser Seite wahren.“

(Schluss folgt.)

Die Einheit des Materials im Aufbau der Städte.

Unter diesem Titel schrieb in der „Architektonischen Rundschau“ Architekt Hans Bernoulli eine Betrachtung, zu deren Bestätigung wir auf eine nachgerade epidemisch auftretende Geschmacksverirrung hinweisen möchten. Wir meinen die *Gelbsucht*, unter der so viele Bauten vom Schulpalast bis hinunter zum Aborthäuschen leiden, eine hässliche Mode, die immer mehr das ruhige Bild unserer Städte zu schädigen droht. Es ist ja gewiss nichts dagegen zu sagen, wenn der Eine oder Andere findet, sein für sich im Grünen liegendes Häuschen gefalle ihm besser gelb als weiss, wie es ehemals bei Putzbauten üblich und, weil natürlich, auch selbstverständlich war. Nun sich aber diese Gelbsucht auch

Die Graubündner Kantonalbank in Chur.

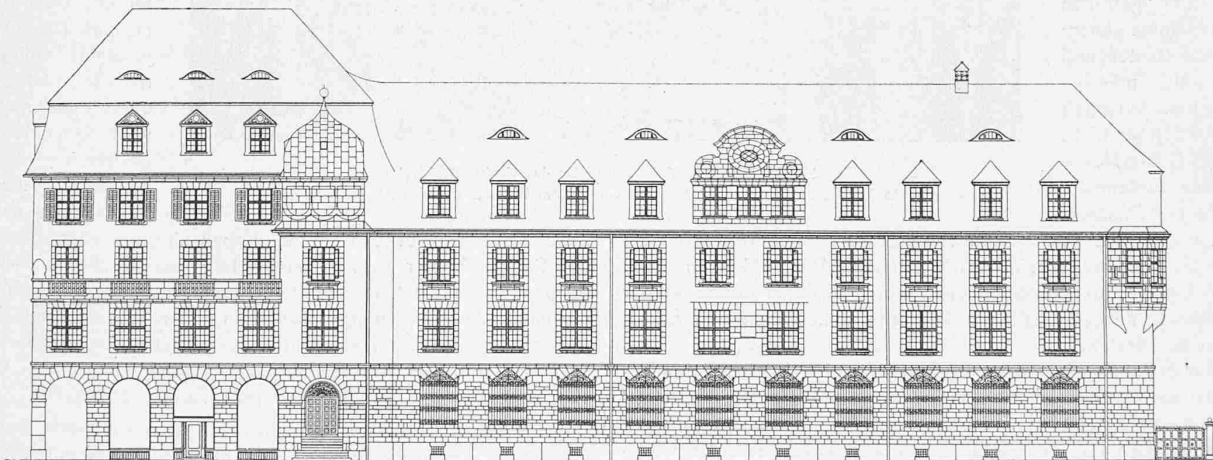


Abb. 4. Nordfassade des Eckbaues und Nordwestfassade des Flügels an der Grabenstrasse. — Masstab 1 : 400.

kommen, sorgfältig die Grenze zu ziehen. Darin lag der Schwerpunkt der architektonischen Aufgabe. Das an sich gute Bestreben des Wettbewerbsentwurfes, das Haus soweit als möglich unter ein einheitliches Dach zu bringen, führte zu einem abgelenkten First, der vielleicht ganz originell, aber gewiss auch zu primitiv war. Der hohe Giebel an der Poststrasse konnte eingehenden Erwägungen auch nicht mehr standhalten, er hätte erdrückend auf die Einmündung der ziemlich schmalen Strasse wirken müssen. Auf Anregung der Jury wurde der Südwestflügel nun einen Stock niedriger gehalten und damit in viel bessere Verhältnisse gebracht. Dies führte im Verein mit den erwähnten Gründen zu einer völlig neuen Dachlösung. Gewiss nicht zum Nachteil. Der im Grundriss deutlich vorhandene Eckbau wurde mit einem schweren Mansarddach gedeckt und nach aussen seiner Bedeutung entsprechend klar und kräftig zur Erscheinung gebracht. Befinden sich

in den geschlossenen Baumassen städtischer Strassen breit macht und sogar ernsthafte Architekten unbedenklich mit dottergelben Stockwerksbauten aus dem Gesamtbild herausknallen, muss doch auf das Bedenkliche solcher Erscheinung aufmerksam gemacht werden.

Wohl eines der schlimmsten Beispiele in dieser Hinsicht dürfte in Zürich zu finden sein, wo sogar in der Tagespresse sich der Unwille darüber mehrfach Luft machte, dass eine lange Quaimauer im neuen Stampfenbachquartier in leuchtendem Gelb erstrahlte. Man muss wissen, dass in Zürich, in der Gegend des Molasse-Sandsteins, das alte und das neuere Stadtbild ausgesprochen auf Grau gestimmt ist, dass für steinerne Brücken, wie z. B. die gewölbte Bahnhofbrücke, grau-weisser Kalkstein von sehr feiner Färbung zur Anwendung gekommen ist. Zwischen diese schöne Hausteinerbrücke und die anschliessende graue Quaimauer ist nun auf wenige Meter Länge eine Eckausrundung

ebenfalls in gelbem Vorsatzbeton erstellt, und zudem ist die erste Bogenöffnung in unmittelbarem Anschluss an die hellgrauen Kalksteinquader ebenfalls gelb zubetoniert worden!

Die Baukünstler, die glaubten dadurch auch an diesen Mauern ihre Visitenkarte anheften zu sollen, haben offenbar nicht bedacht, dass, wie Bernoulli sagt, das einheitliche Gepräge einer Stadt viel mehr auf der Einheitlichkeit des Materials beruht, als auf der Uebereinstimmung des historischen Stils.

Vom letztern wollen wir schon gar nicht mehr reden, aber in der Farbe möge man sich doch etwas mässigen, bevor der Heimatschutz zum Aufsehen mahnt gegenüber dieser „gelben Gefahr“!

Sehr treffend schliesst Bernoulli oben erwähnte Betrachtung mit folgenden Worten, denen wir allseitige Berichtigung wünschen:

„Einen gangbaren Weg aus der augenblicklichen Verwirrung zu finden ist nicht leicht. Der einzelne Architekt, der mit seiner Einzelaufgabe recht eigentlich zum Städtebauer geworden ist, muss sich der grossen Verantwortung bewusst werden und in seinem Bau ein Glied des Ganzen zu schaffen versuchen. Er muss den Sinn der neuen Flucht verstehen lernen, sich bescheiden, in engerem Rahmen zu bauen. Er wird auch mit dem gegebenen Material, in der gegebenen Bauweise noch reichlich eine künstlerische Phantasie betätigen können. Seine Werke werden dann getragen von einer Reihe gleichgestimmter Bauten, und selbst eine mässige Leistung wird den guten Bau als Nachbar nicht mehr imgleichen Masse stören wie vordem sobald ein gemeinsamer

Boden gefunden ist. Schon heute verlangen die Baupolizeiordnungen gleiche Gesimshöhe, meist auch ähnliche Dachbildungen. Die wenigen Lücken ihrer Bestimmungen werden freilich immer wieder dazu benutzt, den geschaffenen Bautypus unkenntlich zu machen, statt ihn zu bereichern.

Zur Erzielung eines mehr oder weniger einheitlichen Fassadenmaterials hat Darmstadt mit einem Ortsstatut den Weg betreten: unverputzte Backsteinbauten werden als Störungen seines Strassenbildes angesehen und demgemäss nicht mehr zugelassen. Ursprünglich kannte Darmstadt nur den Putzbau mit teilweiser Verblendung in rotem Sandstein oder Basalt. Seit 1870 tauchten da und dort Verblendsteinbauten auf, die alle Harmonie zu stören drohten. Es bestand die grosse Gefahr, dass sich die gelben und roten Verblender zum roten Sandstein gesellten, wie im nahen Heidelberg sogar an öffentlichen Bauten. Dem ist nun vorgebeugt, und wohl durfte sich der Hochzeitsturm auf der Mathildenhöhe des verpönten Materials bedienen; ihm wird es zur Auszeichnung.

Verwandte Bestimmungen sind in München für den Waldfriedhof erlassen worden: keine geschliffenen Steine sollen verwendet werden, jeder Grabmalform, der Steintafel, dem Kreuz, der liegenden Platte ist ein besonderes Gebiet angewiesen.

Solange die Selbstzucht vom Einzelnen so wenig geübt wird, oft auch dem Druck des Bauherrn weichen muss, können wir solcher Bestimmungen nicht entraten. Was in alten Städten selbstverständlich war, muss heute durch polizeiliche Bestimmungen festgelegt werden. Diese Massnahme ist beschämend für den ganzen Stand, um so mehr, als auch die Besten von ihr betroffen werden. Doch kann uns dieser Weg nicht erspart bleiben, wenn aus unsern Häuseransammlungen Städte werden sollen.“

Die 20 000 PS-Turbinen im Kraftwerk Pirahy der Rio de Janeiro Tramway, Light & Power Co.

In den Jahren 1908 bis 1909 ist durch die Firma Escher Wyss & Cie. in Zürich der hydraulisch-maschinelle Teil des Kraftwerks Pirahy am Rio dos Lagos in Brasilien geliefert und montiert worden. Es handelte sich damals um sechs Maschinensätze von je 9000 PS, also 54 000 PS Gesamtleistung. Die ausserordentliche Entwicklung der Stadt Rio de Janeiro, die durch jenes Werk mit Licht und Kraft versorgt wird, bedingte dessen weiteren Ausbau, der z. Z. dadurch erfolgt, dass zwei weitere Wasserturbinen dasebst aufgestellt werden, von denen jede für eine Leistung von 20 000 PS bemessen ist. Damit steigt dann die Leistungsfähigkeit der Zentrale Pirahy der Rio de Janeiro Tramway, Light & Power Co. auf annähernd 100 000 PS. Auch diesmal wieder wurde mit Entwurf und Lieferung sowohl der gesamten Rohrleitungen als auch der beiden Turbinen die Maschinenfabrik Escher Wyss & Co. A.-G. in Zürich betraut.

Es handelt sich, wie beim ersten Ausbau, um vertikalachsige Freistrahlturbinen, über deren Aufbau und Anordnung die nebenstehenden Zeichnungen Aufschluss geben. Das Laufrad mit den äusserst kräftig gehaltenen becherförmigen Schaufeln ist am unteren Ende der Welle fliegend angeordnet; es wird aus vier an einem spiralförmigen Krümmer symmetrisch verteilten Düsen beaufschlagt. Diese sind von einander völlig unabhängig und werden durch ein Hebelsystem vom Servomotor aus gesteuert. Zur Vermeidung gefährlicher Druckstösse bei plötz-

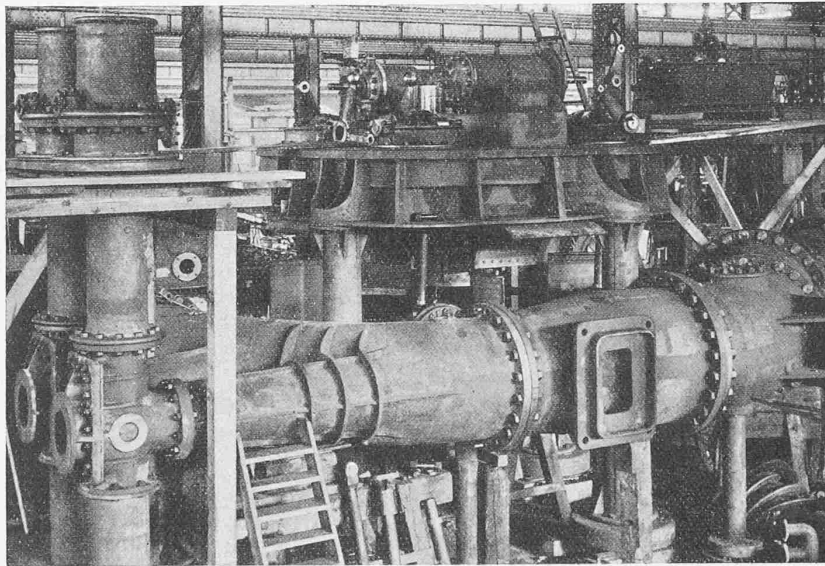


Abb. 3. Die 20 000 PS-Turbine für das Kraftwerk Pirahy in Montierung in den Werkstätten von Escher Wyss & Co. A.-G. in Zürich.

licher Entlastung der Maschinengruppen sind am horizontal liegenden Spiralkrümmer zwei Seitenauslässe angebracht (in den Abbildungen ganz rechts), die vom Druckregler beeinflusst imstande sind, die ganze Aufschlagmenge abzuleiten. Der Wasserabschluss zum Krümmer erfolgt durch einen mit Druckwasser gesteuerten Absperrschieber. Bei 286 m Gefälle, 300 Uml/min und einem Wasserverbrauch von 6,2 m³/sek leistet jede Turbine 20 000 PS.

Zur Lieferung des Drucköles für die kombinierte Geschwindigkeits- und Druckregulierung dient für jede Turbine eine besondere Oeldruckzentrale, bestehend aus je zwei dreizylindrigen Hockdruckpumpen Bauart E. W. C., von denen eine in Reserve steht; sie sind für eine Leistung von je 360 l/min bemessen und werden mittels Rädervorgelege durch besondere kleine Freistrahlturbinen angetrieben. Das hier erzeugte Drucköl dient auch zur Entlastung und Schmierung des zwischen Generator und Turbinenrad eingebauten Drucklagers und des darunter befindlichen Führungslagers; ersteres hat das Gesamtgewicht aller umlaufenden Teile mit rund 76 t zu tragen. Die mit den Turbinen starr gekuppelten Generatoren liefern hochgespannten Drehstrom.

Wie den Turbinen des ersten Ausbaus, so wird auch diesen grossen Einheiten das Wasser durch je eine besondere Rohrleitung von rund 700 m Länge und Durchmesser von 1400 bis 1300 mm zugeführt. Die beiden neuen Leitungen erhalten zur grösseren Sicherung gegen Folgen ausserordentlicher Drucksteigerungen rund 150 m lange Standröhren. Das Gesamtgewicht der im ersten und zweiten Ausbau durch Escher Wyss & Co. gelieferten Rohrleitungen samt Absperrorganen beläuft sich auf ungefähr 5000 t.